

JANA
GOLDBACH

Iceland Tales

2 Bände
in einer
E-BOX!

i m .
p r e
s s

Alle Rechte vorbehalten.

Unbefugte Nutzungen, wie etwa Vervielfältigung, Verbreitung, Speicherung oder Übertragung, können zivil- oder strafrechtlich verfolgt werden.

In diesem E-Book befinden sich eventuell Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Carlsen Verlag GmbH die Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Im.press

Ein Imprint der CARLSEN Verlag GmbH

© der Originalausgabe by CARLSEN Verlag GmbH,
Hamburg 2018

Text © Jana Goldbach, 2017

Coverbild: shutterstock.com / © Bourbon-88 / © Iakov
Kalinin / © Rita Ko / © KannaA

Covergestaltung: formlabor

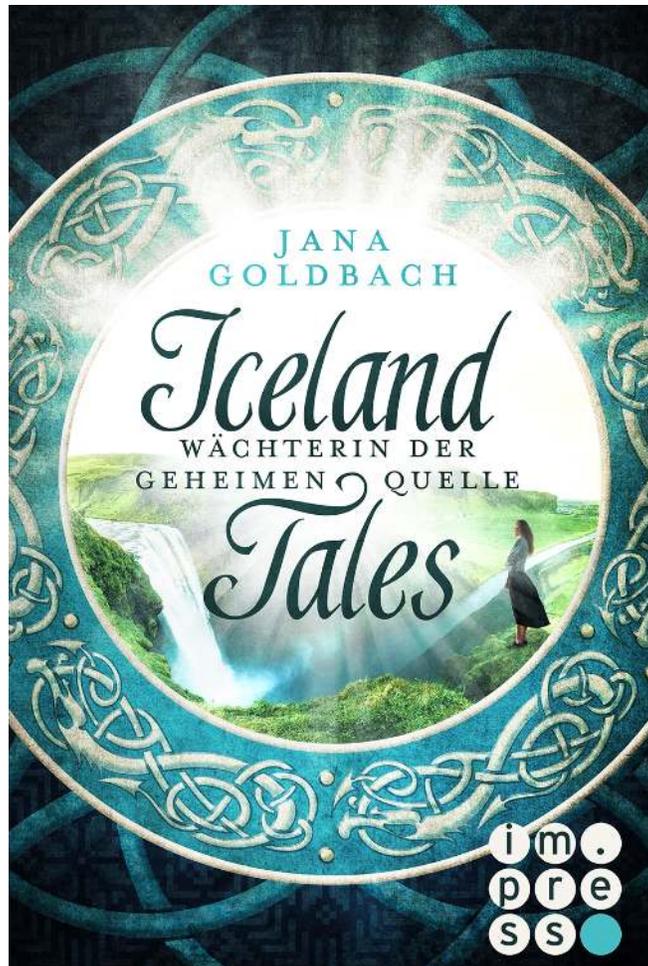
Gestaltung E-Book-Template: Gunta Lauck / Derya Yildirim

Satz und E-Book-Umsetzung: readbox publishing,

Dortmund

ISBN 978-3-646-60430-6

www.carlsen.de



JANA
GOLDBACH

Iceland
WÄCHTERIN DER
GEHEIMEN QUELLE
Tales

im.
pre
ss

Jana Goldbach

Iceland Tales 1: Wächterin der geheimen Quelle

****Wenn Märchen und Sagen lebendig werden ...****

Hannah Johnson liebt die Sonne und das Meer. Doch als ihre Eltern das Haus ihrer Großmutter erben, ist die 17-jährige Schülerin schon bald dazu gezwungen, ihrem geliebten Sonnenschein-Staat Florida Lebewohl zu sagen und in ein Land auszuwandern, das ihr mehr als nur fremd vorkommt: Island. Die Insel der Vulkane, der malerischen Landschaften und des unbeständigen Wetters. Erst durch Kristján, ihren sympathischen Nachbarn, beginnt Hannah, auch die schönen Seiten der Insel kennen und lieben zu lernen. Doch auf Island ist nicht alles so, wie es scheint, und das erfährt sie nicht zuletzt durch Jarek. Der blauhaarige Punk aus ihrer Klasse versucht eindeutig, etwas zu verbergen, von dem Hannah bisher nur in Märchen und Legenden gehört hat ...

Wohin soll es gehen?



Buch lesen



Vita



Das könnte dir auch gefallen



© privat

Jana Goldbach, geb. 1986, ist ausgebildete Mediengestalterin und Kauffrau für Bürokommunikation. Wenn sie nicht gerade arbeitet oder schreibt, widmet sie sich ihrer zweiten großen Leidenschaft – dem Zeichnen. Inspiration findet sie nahezu überall, vor allem aber am Strand. Dort wo sich Wind und Wellen treffen, schlägt oft die Geburtsstunde neuer kreativer Ideen.

PROLOG



Als ich an diesem Morgen erwachte, wusste ich noch nicht, dass sich mein Leben von heute an grundlegend ändern sollte. Wie üblich schien die Sonne von einem strahlend blauen Himmel durch die Fenster unseres Appartementhauses und kitzelte mit ihren warmen Strahlen all jene aus ihren Träumen, die um diese Uhrzeit noch schliefen. Vorsichtig öffnete ich die Augen und blinzelte dem neuen Tag entgegen. Der Geruch von frisch gebackenen Brötchen und Kaffee hing in der Luft. Ich setzte mich noch etwas schlaftrunken auf und lauschte in die Stille dieses Sonntagmorgens.

Von draußen drang nur das Gezwitscher der Vögel und das leise Rauschen des Ozeans durch das gekippte Fenster herein. Ich rieb mir die Augen und suchte mit den Zehen nach den Flip-Flops neben meinem Bett. Während ich hineinschlüpfte, musste ich herzhaft gähnen. Ich streckte mich noch einmal ausgiebig, bevor ich aufstand und dann langsam zur Balkontür schlurfte.

Als ich sie öffnete, streichelte mich eine leichte Brise und strich mir die Müdigkeit aus dem Gesicht. Ich trat hinaus ins Freie. Die Sonne wärmte meine Haut und der zarte Wind wirbelte durch mein Haar. Vor mir erstreckte sich der tiefblaue Atlantik, wohingegen auf der Uferpromenade

unter mir die ersten Jogger ihre Runde drehten und die Besitzer der Strandhäuschen sich auf das Tagesgeschäft vorbereiteten. Ich schloss für einen Moment die Augen und atmete die frische Morgenluft ein. Sie roch salzig. Begierig sog ich den Duft des Meeres in mich auf und ein Lächeln breitete sich auf meinem Gesicht aus. Ein weiterer Tag im Paradies war angebrochen.

TEIL 1



Auf zu neuen Ufern

»Ich wollte dieses neue Leben hassen.

Mit aller Macht.«

(Hannah)

VERÄNDERUNGEN KÜNDIGEN SICH AN



Ich konnte diesen Ausblick stundenlang genießen, ohne ihn je langweilig zu finden. Doch leider bestand mein Körper auf seine morgendlichen Bedürfnisse.

Gemächlich schlenderte ich ins Bad. Ein Blick in den Spiegel genügte, um zu sehen, dass meine Haare in alle Richtungen abstanden. Eigentlich waren sie haselnussbraun, aber die Sonne hatte mit der Zeit einige hellere Strähnen hineingezaubert. Eilig griff ich nach meiner Haarbürste, um sie zu glätten.

Nachdem ich mich einigermaßen präsentabel zurechtgemacht hatte, lockte mich der Kaffeegeruch in die Küche. Meine Eltern saßen bereits am Küchentisch.

Mein Vater war ein großer, sportlicher Mann mit sonnengebräunter Haut und kurzen hellbraunen Haaren. Er überflog gerade ein paar geschäftliche E-Mails auf seinem Laptop, als ich hereinkam. Er betreute ein Online-Auktionshaus, das altertümliche Kunstobjekte und Schmuckstücke zum Verkauf anbot. Dadurch konnte er die meiste Zeit von zu Hause aus arbeiten.

Meine Mutter hingegen war eher blass. Sie holte sich schnell einen Sonnenbrand, wenn sie zu lange draußen in der Sonne stand. Früher hatte sie ihr rotes Haar schulterlang getragen, was ich sehr mochte. Doch irgendwann hatte sie es sich abschneiden lassen und ich weiß noch, wie enttäuscht ich damals war, als sie mit einem Bob vom Friseur zurückkam. Ihre offizielle Erklärung lautete, dass es bei der Wärme einfach am angenehmsten sei. Ich vermutete jedoch, dass sie in unserem Umzug in das neue Appartement und dem neuen Job die Chance auf einen Neuanfang sah und damit die Vergangenheit hinter sich lassen wollte. Sie sagte immer, nun würde alles besser werden, wobei mir nicht ganz klar war, was sie damit meinte, denn meiner Meinung nach war es uns auch in unserem alten Haus am Stadtrand gut gegangen. Ich nahm an, dass sie sich in ihrem alten Job als Verkäuferin in einem Elektromarkt nicht wirklich wohlfühlt hatte. Der war zugegebenermaßen auch nicht so gut bezahlt gewesen wie ihr jetziger. Trotzdem hatte ich das Gefühl, sie belastete noch immer etwas. Meine Mutter arbeitete wochentags in einer Boutique auf der Strandmeile. Dass wir uns dieses Appartement direkt am Meer leisten konnten, hatten wir meiner Großtante Eleonore zu verdanken, die bei ihrer Scheidung eine nicht gerade geringe Summe von ihrem Exmann erhalten hatte und das Geld in Immobilien an der Küste Floridas investierte, die sie dann an wohlhabende Touristen vermietete. Uns überließ sie die Wohnung für einen monatlichen Sonderpreis, weil sie ihrem Neffen, also meinem Vater, angeblich etwas unter die Arme greifen wollte. So waren wir vom Stadtrand hierhergezogen. Dafür würde ich ihr insgeheim ewig dankbar sein, denn alle meine Freunde beneideten mich darum.

»Guten Morgen, Häschen«, begrüßte mich meine Mutter mit einem freudigen Lächeln.

»Guten Morgen«, erwiderte ich und sank in einen der Korbstühle, die sich um unseren Esstisch drängten.

»Hast du gut geschlafen?«

»Ja, sehr gut.« Ich griff nach der Kaffeekanne vor mir. Langsam ließ ich die dampfende Flüssigkeit in meine Tasse laufen. Mein Vater, der normalerweise kein Morgenmuffel war, verhielt sich heute auffällig ruhig. Seine Augen waren konzentriert auf den Bildschirm seines Computers gerichtet. Ich beobachtete ihn eine Weile, wie er abwechselnd an seinem Kaffee nippte und die Tasse dann knapp über dem Tisch schweben ließ, bevor er sie doch wieder an die Lippen führte und einen weiteren Schluck daraus nahm.

»Gibt es ein Problem?«, fragte ich und trank ebenfalls meinen Kaffee.

»Das Testament meiner Mutter ist endlich aufgetaucht«, murmelte er geistesabwesend. Er sah nicht wirklich erfreut aus.

»Was? Wirklich?« Meine Mutter rückte mit ihrem Stuhl eilig zu ihm und warf einen neugierigen Blick auf den Bildschirm. Ich bemerkte, wie sich ihr Gesicht erhellte. War das denn tatsächlich so spannend?

»Und was steht drin?«, fragte ich bemüht interessiert.

»Genau weiß ich es noch nicht, aber sie hat uns wohl ihr Haus auf Island vermacht«, sagte er.

Während sich der Kaffee langsam seinen Weg durch meinen Körper bahnte und mein Gehirn zu lokalisieren versuchte, wo zum Geier eigentlich Island lag, war meine Mutter schon völlig aus dem Häuschen.

»Das ist ja fantastisch«, sagte sie aufgeregt.

Was daran so fantastisch war, wollte sich mir zwar nicht erschließen, aber ich sagte lieber erst mal nichts dazu.

»Steht noch was anderes drin?«, fragte ich stattdessen.

»Leider nicht. Alles Weitere erfahren wir beim Notar. Der Termin ist nächste Woche Freitag«, verkündete mein Vater.

Wenn ich genauer darüber nachdachte, wusste ich eigentlich nichts über seinen Teil der Familie. Ich hatte meine Großeltern väterlicherseits nie richtig kennengelernt. Kurz nach meiner Geburt hatten wir sie angeblich besucht, doch daran konnte ich mich natürlich nicht mehr erinnern. Es existierten nicht einmal Fotos. Als ich klein war, waren immer nur Oma Maddy und Opa Lewis für mich da gewesen und ich ging lange Zeit davon aus, dass sie meine einzigen Großeltern waren. Später hatte ich meinen Vater nach meinen anderen Großeltern gefragt, doch er hatte nur gesagt, sie würden weit weg wohnen und seien zu alt, um den langen Weg bis nach Florida auf sich zu nehmen. Das Einzige, was mich mit ihnen verband, waren Geburtstags- und Weihnachtskarten, die mit glitzernden Feen-Stickern beklebt waren und denen jeweils ein wenig Geld beigelegt war. Allerdings keine amerikanischen Dollar, sondern Scheine, die eher nach Spielgeld aussahen. Weil es sich nicht lohnte, sie umzutauschen, stopfte ich sie regelmäßig in meine Pony-Spardose, die ich ebenfalls von meinen Großeltern erhalten hatte.

An meinem zehnten Geburtstag war die Karte ausgeblieben. Zunächst dachte ich, sie hätten mich vielleicht einfach vergessen. Damals wusste ich nicht, dass ungefähr zu diesem Zeitpunkt mein Großvater gestorben war. Doch auch in den Jahren darauf kamen keine weiteren Karten mehr. Irgendwann hatte ich mich damit abgefunden und vergaß meine Großeltern. Bis uns letztes Jahr die Nachricht ereilte, dass nun auch meine

Großmutter verstorben sei. Meine Eltern waren damals zur Beerdigung gereist. Da ich meine Großmutter nicht gekannt hatte und zudem mitten in einer Klausurphase steckte, war ich jedoch nicht mitgeflogen, sondern vorübergehend bei Großtante Eleonore geblieben.

Als sie von ihrer Reise zurückkamen, sprachen sie von einem verschwundenen Testament. Mein Vater meinte, es sei ihm nicht wichtig, während meine Mutter auf ihn einredete, dass es sehr wohl wichtig sei, alles zu klären, damit er mit seiner Vergangenheit abschließen könne. Was das bedeuten sollte, war mir nicht ganz klar. Ich wusste nur, dass mein Vater kein besonders gutes Verhältnis zu seiner Mutter gehabt hatte. Die näheren Einzelheiten waren mir jedoch nicht bekannt und ich traute mich auch nicht ihn danach zu fragen, da sonst herausgekommen wäre, dass ich sie heimlich belauscht hatte.

DAS UNHEIL NIMMT SEINEN LAUF



In den folgenden Tagen diskutierten meine Eltern immer wieder heftig darüber, ob ich auch an dem Termin mit dem Notar teilnehmen sollte. Mein Vater meinte, es sei völlig unnötig, doch meine Mutter sprach sich vehement dafür aus. Immerhin könne es ja sein, dass sie mir auch etwas hinterlassen habe, und ich hätte wohl ein Recht darauf, selbst zu entscheiden, ob ich es dann annehmen oder ablehnen wolle. Um ehrlich zu sein, wäre es mir tatsächlich lieber gewesen, wenn ich nicht hätte mitgehen müssen. Mein Vater hatte mit Sicherheit recht. Was sollte mir meine Großmutter auch schon groß hinterlassen haben? Wir kannten uns ja nicht einmal richtig. Allerdings blieb mir durch den Termin der Geschichtsunterricht bei Mr Sanders erspart. Das erleichterte mir die Entscheidung ein wenig.

Das Gebäude, in dem sich unter anderem das Notariat Edgewick befand, war ein großer Glaskasten mit Palmen vor dem Eingang. Geschäftig aussehende Menschen strömten durch die breite Eingangstür hinein und hinaus. Ein Schild an der Hauswand verriet, dass sich hier noch ein ganzer Haufen anderer Rechtsberater und ein Zahnarzt niedergelassen hatten.

Als wir die Eingangshalle durch die große Schiebetür betraten, umhüllte uns die Kühle der Klimaanlage. Auf einen Schlag war es um mehrere Grad kälter und obwohl mir die Abkühlung sehr willkommen war, bildete sich auf meinem Körper für einen kurzen Moment eine leichte Gänsehaut. Die Dame am Schalter, die ganz offensichtlich die Bleaching-Künste des Zahnarztes im siebten Stock in Anspruch nahm, wies uns den Weg zum Aufzug und meldete uns an. Gerade als ich auf den Knopf drücken wollte, öffnete sich die mattsilberne Tür des Fahrstuhls mit einem leisen »Pling«. Eine ältere Dame mit einem übergewichtigen Mops an der Leine stieg aus. Der Hund schnaufte und hechelte bei jedem Schritt. Dabei sabberte er den frisch polierten Fußboden voll. Wieder so ein armes Tier, das zu wenig Auslauf und zu viele Leckerlis bekam. Ich sah ihm noch einen Augenblick nach, bis mein Vater mich daran erinnerte, dass wir nach oben wollten.

Im Aufzug richtete meine Mutter noch einmal ihre Haare. Sie hatte sich extra schick gemacht, warum auch immer. Ich hingegen hatte mir keine große Mühe mit meinem Aussehen gegeben, was meiner Mutter nicht gerade zu gefallen schien. Aber bei diesem Termin ging es ja auch nicht wirklich um mich.

Als wir schließlich im vierten Stock ausstiegen und die Geschäftsstelle von Mr Edgewick betraten, begrüßte uns seine Sekretärin mit einem leicht aufgesetzten Lächeln. Ihre Zähne strahlten dabei mit ihrem blondierten Haar um die Wette und ihr dunkelblauer knielanger Rock wippte bei jedem Schritt hin und her, den sie auf ihren gefährlich hohen Absätzen zurücklegte. Und ihr Busen wippte gleich mit. Die Sonnenbrille, die sie sich ins Haar gesteckt hatte, diente offenbar eher zur Zierde. Wenn Malibu-Barbie zum Leben erwachen würde, sähe sie wohl genauso aus.

Sie hielt zielgerichtet auf meinen Vater zu und gab ihm die Hand. Ihre Fingernägel waren, wie auch der Rest an ihr, künstlich. Sie schenkte ihm einen betörenden Augenaufschlag. Spätestens jetzt war klar, was sie dazu bewogen hatte in einem Notariatssekretariat zu arbeiten. Natürlich, hier gab es mit Sicherheit den einen oder anderen reichen Erben abzustauben. Aber einen verheirateten Mann anzuschmachten, ging nun wirklich zu weit. Das schien auch meine Mutter so zu sehen. Als sie sich vernehmlich räusperte, wandte sich die Sekretärin, die ich dank ihres Namenschildchens an ihrer Bluse als Laura Parker identifizieren konnte, endlich auch uns zu und setzte eine gespielt betroffene Miene auf. Ganz so, als wäre ihr plötzlich wieder eingefallen, was der eigentliche Grund für unseren Besuch war.

»Entschuldigen Sie bitte, Mr Edgewick führt gerade ein wichtiges Telefonat. Es dauert noch ein kleines Weilchen. Möchten Sie vielleicht einen Kaffee?« Ihr überbreites Lächeln erreichte ihre Augen nicht. Ich lehnte ab und auch meine Mutter schien keine große Lust zu haben, ihr Angebot anzunehmen. Nur mein Vater nahm es dankend an. Gemeinsam setzten wir uns auf das kleine gestreifte Sofa in einer Ecke des Raums. Meine Mutter beobachtete jeden von Lauras Schritten mit Argusaugen.

Während sie den Kaffee auf dem kleinen Glastisch vor uns abstellte, gewährte sie uns einen erstklassigen Blick in ihr Dekolleté. Als sie jedoch erkannte, dass es auf meinen Vater nicht den gewünschten Effekt hatte, verzog sie sich leicht niedergeschlagen und setzte sich betont desinteressiert an ihren Schreibtisch. Sie sah erst wieder von ihrem Bildschirm auf, als ihr Telefon klingelte.

»Sie können jetzt reingehen«, sagte sie und deutete auf die Tür neben uns.

Mein Vater stand zuerst auf. Ein Blick in Lauras Richtung zeigte mir, dass sie ihn noch immer beobachtete. Als sie bemerkte, dass ich sie ansah, senkte sie den Blick schnell auf ihre Unterlagen.

Das Büro von Mr Edgewick war ein wenig anders als gedacht. Ich hatte mit einem kleinen dunklen Raum voller alter Eichenholzmöbel gerechnet, die mit Aktenordnern und Büchern vollgestopft waren. Stattdessen erwartete uns ein lichtdurchfluteter großer Raum, der sehr modern ausgestattet war. Auch Mr Edgewick hielt meiner Vorstellung nicht ganz stand. Entgegen meiner Erwartung war er nicht klein und glatzköpfig, sondern groß, schlank und sportlich. Und vor allem jung. Er musste gerade erst mit seinem Studium fertig geworden sein. Oder er war tatsächlich schon über sechzig und konnte sich einen verdammt guten Schönheitschirurgen leisten. Ich kicherte über meinen eigenen Gedanken und meine Mutter strafte mich mit einem tadelnden Blick.

Mr Edgewick bat uns vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen und deutete auf eine Reihe Stühle, die etwas unbequem aussahen.

»Zunächst einmal möchte ich Ihnen mein Bedauern über Ihren Verlust aussprechen«, sagte er und im Gegensatz zu seiner Sekretärin wirkte er glaubwürdig. Mein Vater nickte nur knapp, während sich auf das Gesicht meiner Mutter ein kleines dankbares Lächeln stahl.

»Möchten Sie etwas trinken?« Er deutete auf ein Tablett, auf dem mehrere Gläser und Tassen sowie eine gefüllte Wasserkaraffe und zwei Kannen standen. Vermutlich handelte es sich bei ihrem Inhalt um Tee und Kaffee.

»Nein, danke«, sagte meine Mutter freundlich. »Ihre Sekretärin hat uns gerade schon *sehr aufmerksam* versorgt.«

»Gut, dann würde ich vorschlagen, wir kommen gleich zur Sache«, erwiderte er und breitete ein paar Ausdrucke vor sich aus. »Wie ich Ihnen schon schrieb, wurde das Testament Ihrer Mutter gefunden. Offenbar hatte sie es in einem gemieteten Bankschließfach deponiert. Die Frist lief vor zwei Wochen aus und beim Ausräumen des Schließfaches ist einer der Mitarbeiter darauf gestoßen. Als klar wurde, dass Ihre Mutter verstorben ist, hat die Bank das Dokument vorsorglich an die örtliche Rechtsstelle übergeben, wo man schließlich Ihre Adresse ausfindig gemacht hat.«

Mein Vater nickte verstehend.

»Dann kommen wir nun zur Verlesung des Testaments.« Er nahm einen der Ausdrucke in die Hand und begann den Inhalt laut vorzutragen.

»Meinem Sohn und meiner Schwiegertochter vermache ich mein Haus mit allem, was sich zur Zeit der Vollstreckung des Testaments darin befindet, sowie das Grundstück, auf dem es erbaut wurde, unter der Voraussetzung der Nutzung und Instandhaltung.«

Danach folgte eine Beschreibung des Anwesens meiner Großmutter in den blumigsten Farben. Nach ihrer Aussage war es ein Juwel in der landestypischen Bauweise, was übersetzt so viel hieß wie: Es ist eigentlich unbewohnbar, aber mit einem neuen Anstrich merkt das keiner. Ich hörte mir das Ganze mehr oder weniger unbeteiligt an. Die Augen meiner Mutter wurden jedoch mit jedem seiner Worte größer und sie konnte sich zum Ende hin vor Begeisterung kaum noch auf dem Stuhl halten.

»Meiner Enkelin Hannah vermache ich meine geliebten Schmuckstücke.«

Als mein Name fiel, war ich plötzlich wieder hellwach. Meine Großmutter hatte mich tatsächlich in ihrem Testament berücksichtigt. Mr Edgewick zog eine kleine Schmuckschatulle aus seiner Schublade und

stellte sie auf den Tisch. Neugierig nahm ich sie entgegen und betrachtete sie. Sie war aus Holz und mit unzähligen kleinen Schnitzereien verziert. Ein winziges Metallschloss hütete ihr Geheimnis.

»Wo ist der Schlüssel?«, fragte ich irritiert.

»Das kann ich Ihnen leider nicht beantworten. Uns wurde das Kästchen so zugesandt, wie Sie es in den Händen halten.«

Na toll! Mit einem Seufzer stellte ich es zurück auf den Schreibtisch.

»Die kriegen wir auch so auf«, meinte meine Mutter. »Vielleicht mit einem Schraubenzieher.«

Stimmt, daran hatte ich gar nicht gedacht.

Mr Edgewick erwähnte noch ein paar weitere Hinterlassenschaften meiner Großmutter, wie ein geringfügiges Vermögen auf ihrem Bankkonto und einen kleinen Sparstrumpf für mich.

»Zum Schluss muss ich Sie fragen, ob Sie das Erbe annehmen möchten.« Er blickte uns abwechselnd an.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn wir uns dazu kurz besprechen?«, fragte mein Vater und erntete einen verwirrten Gesichtsausdruck meiner Mutter. Für sie schien es keinen Grund zu geben, den Nachlass auszuschlagen.

»Kein Problem, ich lasse Sie gerne einen Moment allein«, sagte Mr Edgewick und verließ sein Büro.

»Schatz, was ist denn?«, fragte meine Mutter. »Das klingt doch alles ganz fantastisch. Vor allem das Haus ist doch eine wundervolle Anlage.«

Mein Vater rieb sich nachdenklich mit Daumen und Zeigefinger über den Nasenrücken.

»Dir ist klar, was es bedeutet, wenn wir das Erbe annehmen?«, entgegnete er.

Meine Mutter sah ihn abwartend an.

»Mit Nutzung und Instandhaltung ist gemeint, dass wir das Haus nur dann bekommen, wenn wir es auch bewohnen.«

Plötzlich herrschte Stille. Damit hatte meine Mutter offensichtlich nicht gerechnet. Sie schien einen Moment angestrengt zu überlegen und ich beobachtete sie mit wachsender Beunruhigung.

»Würde das denn gehen?«, fragte sie schließlich zögerlich und sah meinen Vater forschend an.

Ich hustete, weil ich mich vor lauter Schreck an meiner eigenen Spucke verschluckt hatte. Sie zog es jetzt nicht wirklich in Betracht, nach Island in das Haus meiner Großmutter zu ziehen?

Ich beobachtete, wie mein Vater meine Mutter kurz anschaute und dann unsicher zu mir blickte. *O nein, knick jetzt bitte nicht ein!*

»Theoretisch wäre es kein Problem«, sagte er mit leichter Zurückhaltung. Seine Schultern spannten sich an, als er mir in die Augen sah, und seine Finger fuhren nervös über die Armlehnen seines Stuhls. »Ich kann ja von überall aus arbeiten. Aber für Hannah wäre es schon eine ziemlich große Umstellung«, gab er zu bedenken und warf meiner Mutter einen entschuldigenden Blick zu.

Erleichtert stieß ich die Luft aus, die ich unbemerkt angehalten hatte. Ich dankte meinem Vater innerlich dafür, dass er der vernünftige Teil dieser Familie war.

»Ach, Hannah ist doch noch jung. Sie findet sicher ganz schnell Anschluss«, sagte meine Mutter voller Überzeugung. Bei ihr klang es fast so, als wäre der Umzug in das Haus meiner Großmutter bereits beschlossene Sache.

Ich wurde nervös. »Ich will aber nicht schon wieder umziehen!«, entgegnete ich, entrüstet darüber, bei dieser Diskussion einfach übergangen zu werden.

Meine Mutter sah mich mit einer Mischung aus Verwunderung und Verständnis an. Sie legte ihre Hand auf meine. Ein untrügliches Zeichen dafür, dass sie mich umstimmen wollte. Vorsichtig zog ich meine Hand weg.

»Schatz, ich weiß, du hast hier viele Freunde, aber wenn wir in das Haus deiner Großmutter ziehen würden, wären wir endlich nicht mehr abhängig von Großtante Eleonore.«

Aha! Daher wehte der Wind also.

»Mama, das Haus steht auf *Island*. Das ist am Ende der Welt«, hielt ich dagegen und sah ihr dabei direkt in die Augen.

»Es ist ja nur eine Idee«, lenkte mein Vater beschwichtigend ein. »Wir könnten ja auch erst mal nur vorübergehend dort wohnen und wenn es in einem guten Zustand ist, versuchen es gewinnbringend zu verkaufen oder zu vermieten.«

Wo war seine Vernunft plötzlich geblieben? Warum schlug er sich jetzt auf ihre Seite? Meine Mutter nickte um des lieben Friedens willen zustimmend. Ich sah ungläubig von einem zum anderen. Mir wurde plötzlich alles zu viel. Ich fühlte mich in die Ecke gedrängt, dazu gezwungen machtlos zuzusehen, wie über meine Zukunft bestimmt wurde.

»Das könnt ihr von mir aus gern alleine machen. Ich bleibe solange hier«, sagte ich und schob energisch meinen Stuhl zurück.

»Hannah«, empörte sich meine Mutter lautstark, doch ich schenkte ihr keine Beachtung. Was ich jetzt brauchte, war frische Luft. Abrupt stand ich

auf und verließ das Büro unter den irritierten Blicken von Laura und Mr Edgewick. Ich hörte noch, wie meine Mutter mir etwas nachrief, doch ich lief einfach weiter. Noch während ich das Treppenhaus hinunterrannte, fischte ich mein Handy aus der Hosentasche und begann zu wählen. Es dauerte nicht lange, bis sich eine vertraute Stimme meldete.

»Hallo?«, erklang es am anderen Ende der Leitung.

»Hallo, Liz, ich bin's, Hannah«, antwortete ich. »Hast du gerade Zeit?«

»Klar, was ist los?«, fragte sie besorgt.

»Erklär ich dir später. Können wir uns am Strand treffen?«

»Ja, sicher. Ich kann in einer halben Stunde da sein.«

»Okay, dann warte ich an der Bushaltestelle auf dich.«

»Alles klar, bis dann.«

»Bis dann«, antwortete ich und legte auf. Auf meine beste Freundin war eben immer Verlass.

Eine halbe Stunde später wateten Liz und ich barfuß durch die seichte Brandung.

»Ist nicht wahr«, sagte Liz, als ich ihr von den Plänen meiner Eltern erzählte. »Und die meinen das wirklich ernst?« Sie sah mich mit großen Augen an.

»Ich befürchte, ja«, entgegnete ich zerknirscht. »Wahrscheinlich unterschreiben sie gerade die Annahme des Testaments.« Ich hob eine Muschel auf, die die Wellen ans Ufer gespült hatten.

»Aber Island ist so weit weg. Dann seh' ich dich ja nicht mehr«, stellte Liz völlig geknickt fest. Sie nestelte nervös am Saum ihres Tops herum. Eine Angewohnheit, die sie schon im Kindergarten hatte, wenn sie nicht wusste, wie sie mit der Situation umgehen sollte.

»Was mich am meisten ärgert, ist, dass sie mich nicht mal wirklich gefragt haben«, sagte ich gereizt und warf die Muschel mit einem energischen Schwung zurück ins Meer. »Ich soll all das hier eintauschen gegen ein Leben auf einer Insel voller Ponys und Hinterwäldler.«

Ich ließ mich gefrustet in den warmen Sand fallen. Liz schien nicht zu wissen, was sie sagen sollte, und auch mir fiel nichts mehr dazu ein. Ich fühlte mich verraten und übergangen, von meinen eigenen Eltern.

Eine Weile betrachteten Liz und ich schweigend den blauen Himmel über uns. Möwen zogen schreiend ihre Kreise über dem Meer. Der Klang beruhigte mich etwas und ließ mein kochendes Blut wieder gleichmäßig durch meine Adern fließen.

»Ich werde dich vermissen, wenn du nicht mehr da bist«, sagte Liz plötzlich und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Ich dich auch«, gab ich mit einem Seufzer zurück.

Als ich am Abend in mein Zimmer zurückkehrte, fand ich auf meinem Nachttisch das geöffnete Schmuckkästchen meiner Großmutter wieder. Darin lagen mehrere Armbänder und Ringe und eine augenscheinlich sehr alte goldene Kette mit einem klobigen, runden Anhänger, in den irgendwelche Muster eingraviert waren. Das Teil war einfach nur potthässlich. Erneut stiegen Tränen der Wut in mir hoch, als ich das Kästchen mit einem vernehmbaren Knall zuschnappen ließ und es samt Inhalt in die hinterste Ecke meines Kleiderschranks pfefferte, nur um das Zeugnis meiner Machtlosigkeit nicht mehr sehen zu müssen.

In den folgenden Wochen sprachen meine Eltern nicht mehr über den Plan, wegzuziehen, und ich hegte die leise Hoffnung, die irrationale erste Euphorie meiner Mutter habe nun doch der Vernunft Platz gemacht. Doch die Sicherheit, in der ich mich wog, war trügerisch.

AUFBRUCH INS UNGEWISSE



Keine zehn Wochen später saßen wir mit gepackten Koffern im Flieger. Ich sah schmollend aus dem Fenster und versuchte, nicht daran zu denken, wen und was ich in Florida alles hatte zurücklassen müssen. All meine Freunde würde ich nun wohl für eine sehr lange Zeit nicht wiedersehen. Ich tröstete mich mit dem Gedanken, dass es ja zum Glück noch so etwas wie die sozialen Netzwerke gab. So konnte ich wenigstens virtuell mit ihnen kommunizieren. Aber ein richtiger Ersatz war das natürlich nicht.

Als wir landeten, regnete es in Strömen und ein unbehagliches Gefühl stellte sich in meiner Magengegend ein. Ich war mir nicht sicher, ob dieses mulmige Gefühl von meiner Nervosität herrührte oder ob es doch dem komischen labbrigen Teigfladen mit Ziegenfrischkäse zuzuschreiben war, den sie uns gegen Mittag als Sandwich serviert hatten.

Wir waren nicht einmal direkt in Reykjavík gelandet, sondern in Keflavík, einem kleinen Kaff südwestlich der Hauptstadt, das nur eine Start- und Landebahn besaß. Das Flughafengebäude war im Vergleich zu den meisten, die ich kannte, nicht besonders groß und um diese nachtschlafende Uhrzeit waren nur wenige Leute vor Ort. Wobei ich mir

sicher war, dass hier pro Tag wohl kaum mehr als eine Handvoll Flugzeuge landeten oder starteten. Nach einer kurzen Passkontrolle, bei der mich die Beamtin misstrauisch von oben bis unten musterte, weil ich auf dem Foto noch kurze Haare und ein Henna-Tattoo in Form eines Schmetterlings am Hals hatte, das nun natürlich längst verschwunden war, machten wir uns auf den Weg zum Gepäckband.

Während ein Koffer nach dem anderen gemächlich an uns vorbeizuckelte, ließ ich meine Augen über die müden Gesichter der anderen Passagiere wandern. Im Gegensatz zu uns trugen sie alle eher praktische Kleidung. Ein Mann hatte sogar ein Paar Gummistiefel an. Mein Verdacht, mich im modischen Niemandsland zu befinden, schien sich zu bestätigen. Plötzlich fing ich den Blick einer Frau auf, die mich interessiert betrachtete. Ich sah an mir herunter. Mit meinen teuren Sneakers, den zerrissenen Jeans und meinem T-Shirt mit der Aufschrift *Feel the Fashion* stach ich eindeutig hervor. Wahrscheinlich bekamen die Leute hier so etwas nicht oft zu sehen.

Schnell konzentrierte ich mich wieder auf das Gepäckband. Ein schwarzer Koffer nach dem anderen plumpste aus dem dunklen Schlund des Kofferschachts. Nach und nach sammelten die anderen Passagiere ihre Taschen ein und verließen die Halle Richtung Ausgang. Unsere Koffer waren beinahe die letzten. Trotzdem zog meine neonpinke Reisetasche mit dem Strass-Besatz alle Aufmerksamkeit auf sich. Schnell fasste ich nach den Trägern und zerrte die Tasche vom Band. Ein kleiner Mann mit faltendurchzogenem Gesicht und einer dunkelblauen Pudelmütze lächelte vergnügt. Gerade als ich mich fragte, was er so lustig fand, bemerkte ich das Loch im Stoff. Eines meiner Bikinihöschen lugte daraus hervor. Schnell bückte ich mich, um es wieder zurückzustopfen. Mir stieg vor

Scham das Blut in die Wangen. Das fing ja gut an. Kaum hatte ich isländischen Boden betreten, hatte ich mich schon zum Gespött gemacht. Glücklicherweise befand sich das Loch nicht an dem Ende der Tasche, an dem die Rollen befestigt waren. So blieb es mir wenigstens erspart, die gefühlten drei Tonnen Gepäck bis zum Ausgang schleppen zu müssen. Gott sei Dank hatten meine Eltern die Misere nicht mitbekommen.

Mein Vater bestellte uns ein Taxi, das uns vom Flughafen zum Hotel brachte. Die erste Nacht würden wir zunächst in Reykjavík verbringen. Morgen sollte es dann weiter zum Haus meiner Großmutter gehen. Oder besser gesagt zu *unserem* Haus. Auch wenn ich mich weiterhin weigerte es als solches anzuerkennen. Insgeheim hoffte ich, dass es entgegen den Fotografien und dem Gutachten, das mein Vater sich hatte schicken lassen, nicht bewohnbar war. Vielleicht würden wir dann ja wieder zurück nach Florida gehen. Doch eine innere Stimme sagte mir, dass das sehr unwahrscheinlich war. Wenn meine Eltern sich etwas in den Kopf gesetzt hatten, dann hielten sie auch daran fest. Ich würde mich also notgedrungen mit der neuen Situation arrangieren müssen.

Erschöpft ließ ich mich nach einer halben Stunde Taxifahrt auf das große Doppelbett im Hotelzimmer fallen, das mir heute Nacht ganz allein gehörte. Ich machte mir gar nicht erst die Mühe, meine Tasche zu öffnen. Ich war viel zu müde, um mich umzuziehen.

Als ich aus dem Fenster sah, erblickte ich die Lichter der Stadt. Sie leuchteten sanft zu mir herein und verliehen der dunklen Nacht einen goldenen Schimmer. Ab und an gingen hinter den Fenstern im Haus gegenüber die Lampen an und wieder aus. Ich beobachtete diesen Wechsel aus Licht und Schatten eine Weile, bis die Müdigkeit Besitz von mir

ergriff, meine Wahrnehmung allmählich verschwamm und ich ganz langsam in den Schlaf glitt.

Am nächsten Morgen erwartete uns nach einem ausgiebigen Hotelfrühstück wieder ein Taxi, das uns in unser neues Zuhause bringen sollte. Mein Blick wanderte zum Himmel. Einige kleine Regenwolken waren zu sehen, aus denen es ganz leicht zu tröpfeln begann. Ich entschloss mich lieber schnell einzusteigen, bevor die Feuchtigkeit mir die Frisur ruinierte. Auf Regen waren meine Haare nämlich allergisch. Ein leichtes Nieseln reichte schon aus, um meine glatten Strähnen in einen krisseligen Mob zu verwandeln. Genau deshalb hatte ich das Wetter in Florida geliebt. Dort regnete es fast nie und wenn, dann nur kurz.

Mit Reykjavík verließen wir auch die Zivilisation. Während der ganzen Fahrt zählte ich nur zwanzig vereinzelte Häuser. Hier gab es nichts außer Berge und Wiesen, auf denen Schaf- und Ponyherden grasten. Der Ödnisfaktor stieg proportional zum Niederschlagsvolumen, denn was bei unserer Abfahrt mit ein paar harmlosen Tropfen begann, hatte sich mittlerweile zu einem heftigen Dauerregen entwickelt, der gnadenlos gegen die Scheiben des Taxis trommelte. Ich durchforstete mein Handy nach neuen Nachrichten. Liz hatte mir ungefähr zehn Stück geschickt. In der ersten stand, dass sie mir einen guten Flug wünscht. In der nächsten schrieb sie, sie würde mich bereits jetzt vermissen. Darauf folgte ein Bild von einem Typen mit Sixpack, den ich nicht kannte, und darunter die Worte:

So tolle Kerle kommen aus Island. Wusstest du das?

Ich vermutete einfach mal, dass es ein Schauspieler oder ein Model war. Danach kamen noch weitere Nachrichten mit ähnlich unsinnigem Inhalt, die mich wohl aufheitern sollten.

Gerade als ich zur letzten Nachricht scrollen wollte, verdunkelte sich der Bildschirm. Mist! Der Akku war leer. Wider besseren Wissens versuchte ich mein Handy noch einmal zum Leben zu erwecken, doch über den Startbildschirm kam ich nicht mehr hinaus. Gefrustet ließ ich es zurück in die Hosentasche gleiten.

»Hannah, nun mach doch nicht dauernd so ein Gesicht«, forderte mich meine Mutter auf, die neben mir saß und mich beobachtete. »Du wirst schon sehen, das Landleben wird dir guttun.«

Ich bedachte sie mit einem ungläubigen Blick, den sie mit einem Seufzer quittierte.

Etwa eineinhalb Stunden später hielt das Taxi plötzlich neben einer dunkelgrauen Steinmauer an. Der Regen hatte nachgelassen und die Sonne brach zum ersten Mal seit Stunden zwischen den Wolken hervor. Als ich die Autotür öffnete, um auszusteigen, musste ich leider feststellen, dass wir uns auf einer unbefestigten Straße befanden und der Taxifahrer genau über einer Pfütze geparkt hatte. Ich streckte mich, so weit es ging, konnte aber dennoch nicht verhindern, dass ich mit meinen nagelneuen Chucks im Schlamm des aufgeweichten Feldweges stecken blieb. Ganz toll! Auf diese Schuhe hatte ich zwei Monate gespart ...

Ich hasste diese Insel jetzt schon. Schlimmer konnte es eigentlich nicht mehr kommen. Doch da irrte ich mich gewaltig.